

2 Körper – Alter – Schönheit – vertiefende Blicke

Wie einleitend dargestellt, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit zu erkunden, welche Einschätzungen und Bewertungen ältere Menschen bezüglich ihres Körpers und dessen Aussehen vornehmen. Zur Beantwortung der Frage des Verhältnisses von alterndem Körper und Schönheit ist eine eindeutige Klärung aller drei Begriffe unabdinglich. Diese wird Gegenstand dieses Kapitels sein.

2.1 Körper

In den aktuellen sozialwissenschaftlichen Debatten über den Körper gehört es zum Konsens, dass der Körper keine primär biologische Kategorie ist, sondern Körper immer auch sozial konstruiert und gesellschafts- und kulturspezifischen Deutungen und Machtstrukturen unterworfen sind (vgl. Bublitz 2006; Degele/Schmitz 2007: 50; Gugutzer 2006). Markus Schroer definiert Körper dementsprechend als „[d]as, was in den verschiedenen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen darunter verstanden wurde und wird“ (Schroer 2005: 25). Aus dieser Perspektive sind auch vermeintlich natürliche Materialitäten des Körpers, wie beispielsweise das Alter oder auch das Geschlecht, Produkte gesellschaftlicher, historischer und diskursiver Prozesse.¹³ Dementsprechend ist „[d]ie Art und Weise, wie wir das Verhältnis zu unserem Körper gestalten, [...] eine genuin soziale Angelegenheit“ (Villa 2007: 18). Körper sind also immer vergesellschaftete Körper und in diesem Sinne Produkte des Sozialen (vgl. Gugutzer 2006: 14ff; Meuser 2004).¹⁴ Sie sind dementsprechend geprägt von sozialen Hierarchien und Machtverhältnissen (vgl. u.a. Bourdieu 1987; Foucault 1994) und damit auch Grundlage sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Exklusionen (vgl. Junge/Schmincke 2007; Frith 2012). Die Einschreibung von Differenz und Ungleichheit im Körper betrifft viele Dimensionen wie beispielsweise das Geschlecht (Meuser 2005) oder das Alter

13 Zu einem kurzen Abriss darüber, wie der Körper sich durch die Deutungsmacht der Naturwissenschaften als biologisches Faktum etabliert hat und wie diese Ansicht – zumindest in der (Körper-)Soziologie – brüchig wurde vgl. Villa 2008a: 210ff. Prominent zum Geschlechtskörper vgl. Laqueur 1996.

14 Inwiefern Körper nicht nur Produkte, sondern auch Produzenten von Gesellschaft (Gugutzer 2006: 17ff.) sind, wird in Kapitel 4.1 ausführlich dargestellt.

(Calasanti/Slevin 2001). Ungleichheiten werden dabei nicht zuletzt über Klassifizierungen von Körpern als schön/hässlich, richtig/falsch oder normal/anormal hergestellt (vgl. u.a. Foucault 2002a; Görtler 2012; für den Bereich der Disability Studies vgl. u.a. Waldschmidt 2007).

Die Sozialität des Körpers betrifft nicht nur den Körper als gestaltbare und sichtbare Oberfläche, sondern auch das innere Befinden des Körpers, das Spürbare und Empfundene. Zur besseren Differenzierung dieser beiden Dimensionen hat sich in der Körpersoziologie die Unterscheidung zwischen Leib und Körper etabliert (vgl. Villa 2008b: 201ff.; Jäger 2004; Gugutzer 2004: 146 ff.). Mit dem Konzept der „Zweiheit des Körpers“ (Gugutzer 2004: 148) soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass der Mensch nicht lediglich einen materialen, sichtbaren und bearbeitbaren Körper *hat*, sondern immer auch sein fühlbarer, erfahrener Körper *ist* (vgl. Villa 2007: 18ff.). Es handelt sich bei der Trennung von Körper und Leib allerdings nicht im eigentlichen Sinne um eine klare Unterscheidung zweier verschiedener Entitäten, sondern vielmehr um „eine Einheit aus zwei komplementären Perspektiven, vergleichbar mit den zwei Seiten einer Medaille.“ (Gugutzer 2004: 146) Der Körper ist dabei die objektive, der Leib die subjektive Seite. Hiermit ist nicht gemeint, dass der Leib vorsozial wäre, denn auch Fühlen und Spüren und auch das Innere sind sozial geformt (vgl. Villa 2012: 16). Aber die Differenzierung soll ausdrücken, dass das „leibliche [...] Befinden, mein eigenleibliches Spüren“ (Gugutzer 2004: 153) nicht als solches vermittelbar ist. Eine Übersetzung kann lediglich über das Medium Sprache geschehen:

Der Leib ist dabei das individuelle, radikal subjektive Fühlen, das sich anderen Menschen als solches nicht mitteilen kann. Denn Affekte und Emotionen kann nur ein/e jede/r für sich selbst empfinden, deren intersubjektive Mitteilung erfolgt aber mittels der Sprache und damit nicht mehr im leiblichen Modus. In diesem Sinne ist der Leib radikal subjektiv. (Villa 2007: 19)

Die Trennung von Körper und Leib ist in diesem Sinne in erster Linie eine analytische (vgl. Gugutzer 2004: 152; Villa 2007: 19f.) und hilft, die Spezifika beider Dimensionen besser zu erkennen.¹⁵ Paula-Irene Villa führt in diesem Sinne den Begriff des Körperleibes ein, um die Gleichursprünglichkeit und wechselseitige Verschränkung beider Begrifflichkeiten deutlich zu machen (vgl. Villa 2007: 20).¹⁶

15 In den in Kapitel 8 bis 10 dargestellten empirischen Ergebnissen der vorliegenden Arbeit wird der Wert dieser analytischen Trennung offensichtlich werden.

16 Der Einfachheit halber soll aber im Folgenden weiterhin vom Körper die Rede sein, wobei damit beide Dimensionen gleichermaßen angesprochen sind.

2.2 Alter

In der vorliegenden Arbeit wird eine sozialkonstruktivistische Perspektive auf das Phänomen des Alters leitend sein. Alter wird als soziales Konstrukt verstanden, welches körperliche Phänomene und Lebensereignisse deutbar, verstehbar und strukturierbar macht (vgl. Gubrium et al. 1994; Hepworth 2008: 4; Saake 1998: 11). Alter ist also nicht in erster Linie biologischer Fakt, sondern ist – ebenso wie der Körper und das Geschlecht – sozial hergestellt (vgl. Göckenjan 2000: 15ff.; Gullette 2004).¹⁷ Gerade auch aufgrund des Todes als das scheinbar faktische Ende des Lebens ist allerdings die „postmoderne Wende“, also die Dekonstruktion, die in Bezug auf die Kategorie Geschlecht stattgefunden hat, für das Alter noch nicht erfolgt (vgl. Spindler 2007: 80).

Dabei betrifft die soziale Konstruiertheit des Alters auch die Frage der bloßen Abgrenzung einer Lebensphase Alter sowie die Frage, wann diese beginnt. Nachdem noch in den 1980er-Jahren von einer Institutionalisierung des Lebenslaufs die Rede sein konnte (vgl. Kohli 1985),¹⁸ betonen aktuellere sozialwissenschaftliche Arbeiten wieder eine Auflösung dieser Grenzen (vgl. Kohli 2003). Durch gesamtgesellschaftliche Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse ist auch die Abgrenzung des Alters als eindeutig definierbare Lebensphase brüchig geworden (vgl. Backes/Clemens 2008: 55ff.). Dennoch besitzt das Alter als Sozialkategorie weiterhin strukturierende Kraft. Altern ist eine „zugleich prinzipiell unscharfe und erheblich normierte soziale Kategorie.“ (Graefe 2013: 1) Im rechtlichen und sozialpolitischen Bereich hat gerade das chronologische Alter (welches sich auf das Alter in Jahren, gemessen ab der – in unseren Breiten gut dokumentierten – Geburt bezieht) noch immer stark reglementierende Funktionen. Ab wann man Zigaretten oder Alkohol kaufen, den Führerschein machen oder bestimmte Kinofilme ansehen darf, ist durch Altersgrenzen festgelegt (vgl. BMFSFJ 2010: 195ff.). Trotz der gestiegenen Flexibilität der Lebensläufe und Lebensentwürfe (vgl. Scherger 2007; Hartmann-Tews et al. 2008: 34) wird die Lebensphase Alter in Deutschland noch immer anhand wohlfahrtsstaatlicher Strukturen definiert, die wiederum auf dem chronologischen Alter basieren (vgl. Amann/Kolland 2008). Auch wenn der Eintritt in den Ruhestand durch stetige Veränderungen der Rentengrenzen und diverse Vorruhestandsregelungen variabler geworden ist (Rente mit 58 in den 1980er-

17 Bytheway (2011) analysiert detailliert, wie Sprache, aber auch Bilder das Alter selbst überhaupt erst herstellen (vgl. insbesondere S. 75ff.).

18 Zur Entstehung des Lebenslaufs als Dreiteilung und der Etablierung der Lebensphase Alter vgl. Kohli 1985; zur Entstehung des Ruhestands als „entpflichtete“ Lebensphase vgl. Denninger et al. 2014 und Göckenjan 2000.

Jahren, die Rente mit 67 in den 2000er-Jahren),¹⁹ ist die Definition des Alters weiterhin eng mit dem Eintritt in die Altersrente verbunden (vgl. Backes/Clemens 2008: 60ff.). Des Weiteren lässt das chronologische Alter Rückschlüsse auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation zu. Daraus erwachsen bestimmte geteilte Lebensereignisse und biografische Besonderheiten, wie zum Beispiel eine Kindheit im Zweiten Weltkrieg oder die Erfahrung der sexuellen Revolution in den 1960er-Jahren, was wiederum für die Einordnung bestimmter Selbstverhältnisse von Interesse sein kann. Auch für die hier interessierende Frage nach dem Verhältnis von Alter, Körper und Schönheit spielt das chronologische Alter eine große Rolle.²⁰ Es dient als Referenzpunkt für Aussagen wie ‚Für dein Alter siehst du gut aus‘ oder ‚Du siehst jünger aus als du bist‘ (vgl. BMFSFJ 2010: 28; Rossow 2008). Auch dienen Geburtstage als Schwellenereignisse vielfältiger Art (vgl. Bytheway 2011: 101ff.) unter anderem auch als problematische Einschnitte, die zu einer Auseinandersetzung mit dem eigenen alternden Körper sowie der eigenen Biografie führen können. Auch für die empirische Forschung ist das chronologische Alter noch immer entscheidend, so diente dieses auch in der vorliegenden Arbeit zur Abgrenzung der zu befragenden Personengruppe.

Für die Frage danach, was alt sein bedeutet, gewinnt aber auch das biologische Alter, also sozusagen das Alter des Körpers, zunehmend an Bedeutung.²¹ Die Veränderung des Altersbildes hin zu den jungen, aktiven, gesunden und sportlichen Alten und der auch für das Alter zunehmend geltende ‚Zwang‘ zur Optimierung des Körpers (s. Kapitel 4.2), führen zu einer Orientierung vor allem am biologischen und funktionalen Alter. Die Idee, dass der biologische Alterungsprozess durch eigenverantwortliches Handeln für den eigenen Körper, die eigene Gesundheit, aber auch die eigene Schönheit, verlangsamt oder gar gestoppt werden könnte, wird durch die Verbreitung der *Anti-Aging*-Medizin und die Omnipräsenz einschlägiger Kosmetik- und Pflegeprodukte, aber auch durch das Leitbild des aktiven Alters verstärkt (vgl. Featherstone/Hepworth 2009: 89).

19 Ganz aktuell die Debatte um die ‚Rente mit 63‘. Auch die zum Teil erheblichen Unterschiede zwischen gesetzlichem Rentenalter und dem tatsächlichen Austrittsalter aus dem Beruf bezeugen eine Diffusität des Renteneintritts (vgl. Brüssig 2012: 4ff.).

20 Trotz seiner hohen gesellschaftsstrukturierenden Relevanz ist auch das chronologische Alter eine sozial konstruierte Kategorie (vgl. Baars 2007 und Schroeter/Künemund 2009).

21 So kann man im Internet zahlreiche Tests finden, die versprechen, das eigene „wahre“ Alter zu enthüllen. Focus online titelt bspw.: „Biologisches Alter. Wie alt sind Sie wirklich?“ Und weiter: „45 Jahre alt sein – und wie 38 wirken? Das ist möglich, denn neben den Genen entscheidet auch der persönliche Lebensstil, wie schnell ein Mensch altert.“ (Bidder o.D.)

2.3 Schönheit

Auch Schönheit – ebenso wie Körper und Alter – wird in der vorliegenden Arbeit explizit als gesellschaftliches Konstrukt²² verstanden, als eine Interpretationsleistung, die historisch, kulturell und auch subkulturell²³ variabel ist. Hierauf verweist auch Gugutzer (2007):

Die Vorstellung einer natürlichen Schönheit oder Naturschönheit ist selbstredend eine romantische Illusion. So wenig es einen natürlichen Körper gibt, gibt es eine natürliche Schönheit. Der menschliche Körper ist durch und durch ein soziales Phänomen: Was immer Menschen mit ihren Körpern tun, welche Einstellung sie zu und welches Wissen sie von ihm haben, ist geprägt von der Kultur, Gesellschaft und Epoche, in der diese Körperpraktiken, -vorstellungen und -bewertungen auftreten. (Ebd.:4)

Schönheit ist in diesem Sinne eben nicht einfach etwas, was „jeder für sich schön findet“, wie die Süddeutsche Zeitung vom 27./28. März 2010 schreibt, sondern geprägt durch gesellschaftlich normative Vorstellungen dessen, was als schön oder hässlich gilt. Die Gesellschaft orientiert sich an einem Maßstab, der generell für alle das Gleiche oder zumindest etwas Ähnliches bedeutet (Degele 2004: 11; Posch 2009: 21, Degele 2016). Schönheit ist dabei also auch die „massenmedial produzierte und im Alltag relevante Auffassung von dem, was Schönheit als hegemoniale Norm im medial-öffentlichen Diskurs in Abgrenzung zum Nicht-Schönen oder Hässlichen ist oder sein soll.“ (Degele 2004: 11) Der Begriff der Schönheit kann nur existieren, wenn es gleichzeitig einen Gegenbegriff gibt, auf den er bezogen werden kann. Im Fall der Schönheit handelt es sich bei diesem Gegenbegriff um die Hässlichkeit. Bezeichnen wir etwas als schön, muss es auch etwas geben, das wir hässlich finden. Wir brauchen einen Bezugsrahmen, um etwas beurteilen zu können.

Schönheit wird hier außerdem nicht als „etwas Überdurchschnittliches, Herausragendes, Seltenes, etwas nicht für jeden Menschen Erreichbares“ ver-

22 Schönheit soll hier explizit nicht gemäß Vorstellungen soziobiologischer oder evolutionstheoretischer Attraktivitätsforscher verstanden werden, die die Debatten um Schönheit vor allem außerhalb, aber teilweise auch innerhalb der Soziologie prägen (vgl. Renz 2006; Sieverding 1993; zu einem kritischen Überblick vgl. Palm 2010).

23 Zu einem allgemeinen Überblick über historisch gewandelte und kulturell verschiedene Schönheitsideale vgl. Penz 2001; zum Wandel von Schönheitspraktiken vgl. Gaugele 2006; zum Körperbild und Modeideal der 1920er-Jahre vgl. Antoni-Komar 2007; zur Veränderung der gesellschaftlichen Perzeption des idealen Gewichts vgl. Spiekermann 2008; zur innergesellschaftlichen Verschiedenheit von Schönheitsidealen vgl. Maier 2000 und Meuser 2004: 208f.

standen (Posch 2009: 20; vgl. auch Trapp 2001: 74).²⁴ Ganz im Gegenteil geht es beim Streben nach Schönheit nicht mehr um Extraordinarität, sondern um Normalität und Zugehörigkeit:

Angesichts der rasanten Entwicklungen der Leistungsgesellschaft scheint dann für viele weniger der Wille oder Zwang, der oder die Erste, Beste und Schönste zu werden, im Vordergrund zu stehen als vielmehr die Angst *zurückzubleiben*. Die treibende Kraft zur Korrektur des eigenen Körpers ist somit die Furcht, aus (der Mitte) der Gesellschaft herauszufallen [...]. (Bayertz/Schmidt 2006: 59, Hervorhebung im Original)

Schönheit ist in der heutigen Zeit also immer auch anzustrebende Normalität und der schöne Körper Gegenstand von Normalisierungsprozessen (vgl. Villa 2011: 150ff.).

Gleichfalls ist der schöne Körper auch Ergebnis harter Arbeit (vgl. Degele 2004; Fleig 2008). Dabei stellen zahlreiche AutorInnen heraus, dass ebenjener Charakter harter Arbeit verschleiert werden und Schönheit (zumindest in unserem Kulturkreis) natürlich und authentisch erscheinen muss. Sie darf nicht künstlich oder erarbeitet aussehen, um als legitim und wahrhaft schön anerkannt zu werden (vgl. Degele 2004: 123ff.; Koppetsch 2000b: 109f.).

Vorstellungen von Schönheit sind – ebenso wie Vorstellungen von Körper und Alter – immer in Machtbeziehungen eingebettet. „Deterministische Erklärungen des Schönen verkennen das durchaus politische Potenzial, das sich entfalten kann, wenn man Schönheit als ideologische Konstruktion versteht.“ (Trapp 2001: 69) Was zu welchen Zeiten als schön oder hässlich gilt, ist entscheidend von gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen geprägt. So ist die Tatsache, dass der alternende Körper in der deutschen Gegenwartsgesellschaft als nicht dem Schönheitsideal entsprechend gilt, Ausdruck gesellschaftlicher Kräfte- und Machtverhältnisse und kann als Merkmal einer *ageistischen* Gesellschaft gewertet werden (vgl. Hurd Clarke/Griffin 2008; Ward/Holland 2011). In Bezug auf das Geschlecht hat gerade die feministische Forschung häufig kritisch auf die geschlechtsspezifische Struktur von Schönheit und Schönheitsidealen und deren Wirkung auf Frauen hingewiesen (vgl. u.a. Bordo 2003; de Beauvoir 2008; Friedan 1995).

Schönheit ist des Weiteren auch kein rein ästhetisches Konzept. Schönheit ist Mittel zum Zweck (vgl. Posch 2009: 32ff.), beispielsweise zum Erhalt von Anerkennung oder Erreichung von Normalität und damit Inklusion: „Der kleinste gemeinsame Nenner könnte angesichts dieser Bedeutungsvielfalt lauten: Das Schöne ist eine Leerformel für das Begehrte: *schön* wird genannt, worauf sich

24 So wurde (und wird) Schönheit lange Zeit als etwas Überdurchschnittliches, Erhabenes definiert. Platon bezeichnete sie als das „Herausscheinendste“; für Hegel war das Schöne „der sinnliche Schein einer Idee“ (vgl. Akashe-Böhme 1992: 15f.).

die Wünsche des Menschen richten. So ist körperliche Schönheit nie Selbstzweck, sondern untersteht immer auch anderen Zielen.“ (Trapp 2001: 66, Hervorhebung im Original) Es soll hier also davon ausgegangen werden, dass Schönheit mehr ist als gesellschaftlich hegemoniale Schönheits*ideale*, was die Definition von Schönheit (in Abgrenzung zu Attraktivität) in verschiedenen Untersuchungen ist (vgl. Hakim 2010: 2; Degele 2004).

Schönheit ist nicht zuletzt Basis von gesellschaftlicher Anerkennung. Forschungsergebnisse aus verschiedenen Disziplinen weisen übereinstimmend darauf hin, dass eine positive Korrelation von Schönheit und sozialer Anerkennung sowie Erfolg besteht (vgl. Degele 2007; Naumann 2006). So kommt Kathy Davis nach der Durchsicht zahlreicher sozialpsychologischer Studien zu dem Ergebnis, dass schöne Menschen erfolgreicher und glücklicher sind und es leichter haben, Jobs zu finden (Davis 1995: 42). Die Literaturwissenschaftlerinnen Lori Baker-Sperry und Liz Grauerholz fanden in ihrer Analyse klassischer Kindermärchen heraus, dass Schönheit Erfolg bringt und belohnt wird (Baker-Sperry/Grauerholz 2003: 722). Diese Annahme gehört scheinbar auch zum gesellschaftlichen Allgemeinwissen. So stimmten 89 Prozent der Befragten (gleichverteilt über alle Altersgruppen) einer Umfrage der Zeitschrift *Brigitte*²⁵ der Behauptung zu, wer gut aussehe, habe „mehr Chancen im Leben“ (Brigitte 2002: 6). Des Weiteren werden schönen Menschen gute Eigenschaften wie Intelligenz oder moralische Qualitäten zugeschrieben (Koppetsch 2000b: 99, Baker-Sperry/Grauerholz 2003: 718). In der Sichtung der bestehenden Forschungsliteratur zeigt sich aber auch, dass Schönheit ein ambivalentes Phänomen ist. Zwar wird – wie bereits beschrieben – schönen Menschen einerseits ein höherer sozialer Status zugebilligt und durchaus positive Eigenschaften mit Schönheit verknüpft, dennoch bestehen auch gegenteilige Vorstellungen und Argumentationen. So liegen parallel zum hohen Anerkennungswert von Schönheit Erkenntnisse darüber vor, dass Schönheit mit negativen Eigenschaften wie beispielsweise Dummheit oder Eitelkeit verknüpft wird (vgl. Posch 2009: 22). Gerade diese Ambivalenzen machen es für die vorliegende Analyse interessant, den Begriff der Schönheit in den Mittelpunkt der Analyse zu stellen.

In der soziologischen Forschung zum Thema Aussehen wird häufig der Begriff der Attraktivität verwendet (vgl. Koppetsch 2000a; 2000b) und darin Schönheit als reine Äußerlichkeit konzipiert.²⁶ In dieser Arbeit wurde dagegen

25 28.200 Leserinnen wurden in einer Online-Umfrage befragt.

26 So zieht beispielsweise Kathy Davis (2008) bei ihrer Analyse der Motivationen von Patientinnen der kosmetischen Chirurgie den Schluss, dass man der Ernsthaftigkeit des Leidens der Betroffenen nicht gerecht wird, wenn man deren Beweggründe lediglich innerhalb der Terminologie der Schönheit interpretiert. In dieser Arbeit wird dagegen die These vertreten, dass das Problem nicht darin liegt, dass der Begriff der Schönheit nicht ausreichen würde, sondern es muss hier ein angemessenes Konzept ausgearbeitet werden, in dem Schönheit eben nicht schlicht Äußerlichkeit ist.

bewusst der Begriff der Schönheit statt der Attraktivität gewählt. Dies hat vor allem zwei Gründe: Zum ersten soll durch den Gebrauch des Terminus der Schönheit der hohen Alltagsrelevanz des Begriffs an sich Rechnung getragen werden. Menschen, Objekte, Ereignisse und vieles mehr werden als schön oder auch im Gegenteil als hässlich bezeichnet. Gerade auch der menschliche Körper (analog dazu aber auch der Geist, die Seele oder das wie auch immer benannte Innere des Menschen) ist Gegenstand dieser Zuschreibungen. Die Bezeichnung und Bewertung als schön durchzieht sämtliche Lebensbereiche und ist medial dauerpräsent. Dabei ist Schönheit zwar durchaus subjektiv und schwer in allgemeingültige Formeln zu fassen, scheint aber dennoch für jeden erkennbar und besitzt auch deshalb so große Bedeutung: „Es mag schwierig sein, das Wesen der Schönheit zu definieren, aber offenbar erkennen die meisten Menschen Schönheit, wenn sie mit ihr konfrontiert sind.“ (Freedman 1989: 22)

Zum zweiten soll mit dem Begriff der Schönheit auch die eingangs eingeführte und hier forschungsleitende These der Relevanz der Sichtbarkeit bestimmter Körpermerkmale für die Bewertung gestärkt werden. Schönheit ist etwas am Körper Sichtbares und am Körper Festgemachtes und ist daher auch Bestandteil der Einschätzung und Bewertung des eigenen sowie anderer Körper. So beschreibt beispielsweise Cornelia Koppetsch (2000b) „Schönheit“ im Sinne des derzeit hegemonialen Ideals auch als „gutes Aussehen im Sinne eines schlanken, gut proportionierten, d.h. schönen Körpers“ (ebd.: 107). In der vorliegenden Arbeit soll ebenjener Aspekt des ‚guten Aussehens‘, der ‚körperlichen Schönheit‘ im Vordergrund stehen.

Die Benutzung des Begriffes der Schönheit soll vor dem Hintergrund der Sichtbarkeit nicht zuletzt dazu dienen, zu verdeutlichen, dass gerade auch körperliche Schönheit Grundlage sowohl geschlechtsspezifischer als auch altersspezifischer Ungleichheiten, Hierarchien und Diskriminierungen ist (vgl. Görtler 2012: 19ff; Penz 2010: 14). Gerade in einer neoliberalen Gesellschaft, in der schöne Körper einen hohen Anerkennungswert besitzen (s. Kapitel 4.2), birgt der Begriff das Potenzial, die Normativität des Aussehens sichtbar zu machen. Der Vorstellung dessen, was wir schön finden, liegt eine *„ästhetische Norm für Körperaufmachung, Körpergestalt und Gesicht zugrunde“* (Koppetsch 2000b: 107, Hervorhebung im Original). Sieht man von Begrifflichkeiten wie Attraktivität, Charisma oder anderen Umschreibungen für körperliche Anziehungskraft ab, und konzentriert man sich auf die körperliche Schönheit, lässt sich empirisch die These untersuchen, dass Zugänge zur Erlangung von Schönheit bzw. die gesellschaftliche Bewertung derselben strukturell begrenzt und verschieden verteilt sind. Für die geschlechtsspezifische Untersuchung von Schönheit hat die Wahl der Begrifflichkeit den Vorteil, dass die Tatsache berücksichtigt wird, dass es immer noch Frauen sind, deren Selbstentwürfe viel stärker als die der Männer

von Vorstellungen körperlicher Schönheit abhängig sind (s. Kapitel 4.3). Dadurch sind ihre Möglichkeiten, mangelnde körperliche Schönheit durch Charisma und Ausstrahlung zu kompensieren, geringer als die der Männer (vgl. Görtler 2012: 23). Bezüglich des Alters kann so untersucht werden, wie Individuen mit fortschreitendem Alter mit einem Körper umgehen, der sich zunehmend von herrschenden Schönheitsidealen entfernt. Folgt hieraus eine Abwertung von Schönheit seitens der Individuen zugunsten innerer Werte oder anderen Aspekten von Attraktivität?²⁷ Oder gibt es auch mehr oder weniger bewusste Versuche der Redefinition? Diese Fragen gilt es in der empirischen Untersuchung zu klären.

27 Cornelia Koppetsch (2000b) beschreibt Attraktivität als bestehend aus den Dimensionen Schönheit, Charisma und Authentizität (ebd.: 106).

Blicke auf Schönheit und Alter
Körperbilder alternder Menschen

Denninger, T.

2018, X, 210 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-20234-7